

# Schranke und Planke gleichzeitig

Jetzt ist es also soweit: Per sofort muss auf jeder Rechnung ein QR-Code stehen, die altbewährten Einzahlungsscheine sind passé. Ich finde das super, denn für mich wird das Abwickeln von Zahlungen noch ein bisschen einfacher. Meine Eltern sehen das komplett anders. Sie wollen ihre Rechnungen weiterhin wie gewohnt auf der Post begleiten. Sie halten gar nichts von elektronischen Zahlungsmitteln. Sie führen ihre Korrespondenz auf Papier und legen alles in sauber angeschriebenen Ordnern ab. Natürlich gibt es viele Menschen, die wie meine Eltern schon eine Weile pensioniert sind und digitalisierte Angebote genau so schätzen wie ich. Aber eben: Nicht alle ticken da gleich.

Vielleicht erinnern Sie sich: In dieser Kolumne soll es darum gehen, wie Sie für mehr Vielfalt in Ihrem Leben, in Ihrem Umfeld sorgen können. Und jetzt fragen Sie sich bestimmt, wie ich den Bogen von den neuen Einzahlungsscheinen zur Diversität kriegen möchte. Voilà: Die Scheine sind ein gutes Beispiel für ein Problem, das rund um den Abbau von Schranken gelegentlich

entstehen kann. Was für die einen den Zugang zu einer Dienstleistung, einem Kulturangebot oder einer Bildungseinrichtung einfacher macht, kann es für die anderen erschweren.

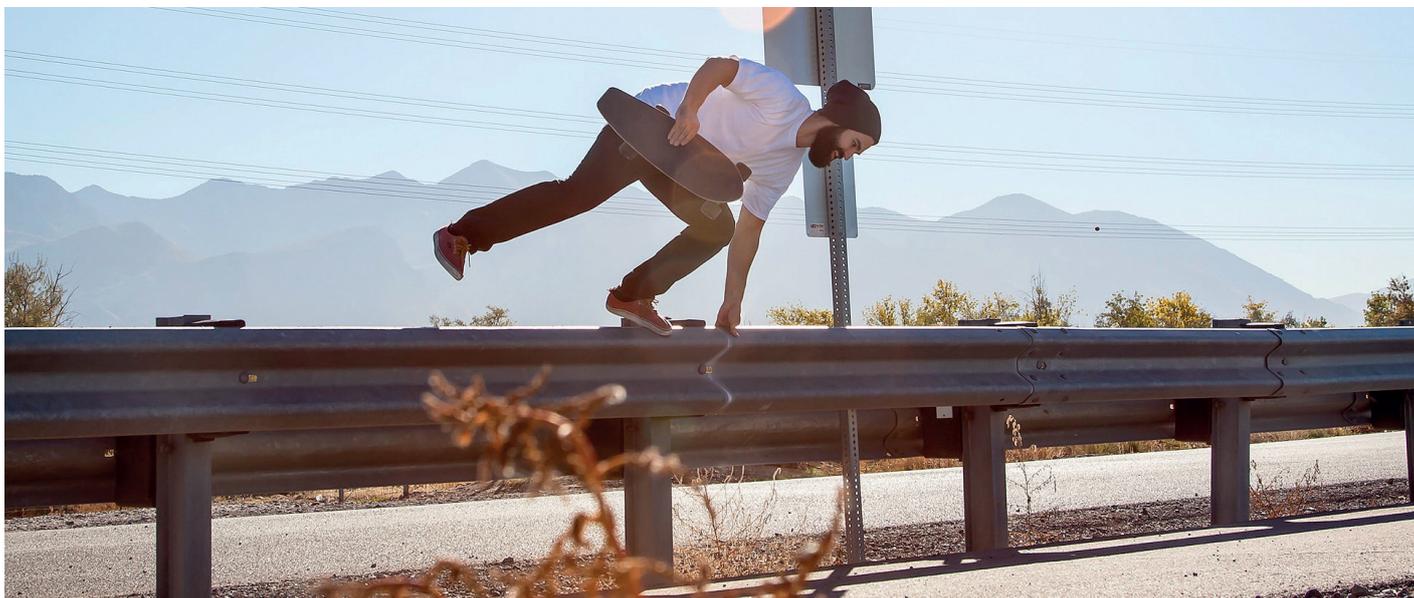
Sind zum Beispiel Assistenzhunde im Konzertsaal erlaubt, vereinfacht das den Zugang für sehbehinderte Menschen. Gleichzeitig können Hundehaare für Allergikerinnen bedeuten, dass sie den Raum sofort verlassen müssen. Wenn man Studierenden erlaubt, ihr Kleinkind in eine Vorlesung mitzunehmen, kommt das jungen Eltern entgegen. Die Massnahme kann es für hörbehinderte Menschen allerdings fast verunmöglichen, dem Unterricht zu folgen. Und wird ein Theaterstück simultan in Gebärdensprache übersetzt, sind Menschen, die ohnehin Konzentrationsschwierigkeiten haben, möglicherweise so abgelenkt, dass sie den Faden verlieren.

Wer für Vielfalt sorgen will, darf nicht vergessen, dass die Planken, die den Zugang für manche Menschen erleichtern, auf andere Leute wie Schranken wirken. Denn sonst wird aus «gut gemeint» ganz schnell ein «trotzdem da-

neben». Also alles beim Alten belassen? Natürlich nicht. Aber wer einen neuen Zugang baut, muss sich überlegen, ob und für wen dieser ein Hindernis sein könnte und entsprechende Massnahmen treffen.

Zum Beispiel: Übergangsfristen einrichten oder parallel geführte Angebote, Schulungen oder hilfreiche Anleitungen. Natürlich ist es auch erlaubt, Eigeninitiative zu entwickeln. So habe ich meinen Eltern angeboten, (nochmals) bei einem Kaffee den Umgang mit den neuen Einzahlungsscheinen zu erklären. Und wenn nötig, dann eben noch einmal. Die neuen Einzahlungsscheine nutze ich aber auch als Erinnerung daran, mich im Alltag darauf zu achten, wo Neuerungen die Zugänglichkeit für manchen Menschen verbessern und gleichzeitig für andere einschränken. Ich hoffe, dass mir Hindernisse tatsächlich auffallen, auch wenn sie für mich gar keine sind, und dass mir im Idealfall auch noch Massnahmen einfallen, die mich hilfreiche Planken zimmern lassen.

*Anna Chudozliov*



(Fotos: CCO, unsplash)

# Geschlechtervielfalt und Schnee

Als begeisterte Leserin verfolge ich im Herbst jeweils mit, welche Bücher für den Deutschen und den Schweizer Buchpreis nominiert werden und wer schliesslich ausgezeichnet wird. In Deutschland sind die Würfel bereits gefallen: Kim de l'Horizon wurde dort mit dem Buchpreis 2022 für den Roman «Blutbuch» geehrt. Gelesen habe ich das Buch noch nicht, den Rummel rund um Kim de l'Horizons Geschlechteridentität habe ich aber mitverfolgt. Kim de l'Horizon sieht sich selbst weder als Mann noch als Frau, möchte nicht in eine der beiden Kategorien gequetscht werden. Pronomen – also «sie» oder «er» – lehnt Kim de l'Horizon für sich ab. Will man das respektieren, führt das zu allerlei sprachlicher Akrobatik. Um über Menschen zu sprechen, ohne sie als Frau oder Mann zu bezeichnen, fehlen uns oft die Worte.

Und da musste ich an Schnee denken. Vielleicht haben Sie auch schon gehört, dass die Inuit unzählige Worte für Schnee haben sollen – einige Quellen gehen von 400 Begriffen aus. Unter Sprachwissenschaftlern ist das ziemlich umstritten. Einerseits hätten die Inuit bei weitem nicht so viele Ausdrücke für Schnee, wie teilweise behauptet werde. Andererseits übersehe man vor lauter Faszination für die In-



uit leicht, dass «Schnee» auf Deutsch nicht immer einfach nur «Schnee» ist. So argumentiert etwas der Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch und nennt neben vielen anderen folgende Beispiele: Neuschnee, Pulverschnee und Kunstschnee, aber auch Firn, Harsch, Sulz und Matsch.

Trotz aller Uneinigkeit bei den Sprachwissenschaftlern: Die Geschichte mit den Inuit hält sich hartnäckig. Nicht zuletzt, weil sie so einleuchtend ist: Klar glaubt man sofort, dass die Inuit viele Wörter für Schnee haben, sind sie doch davon umgeben, nicht selten auch bedroht. Schneeverhältnisse klar benennen zu können, kann in Kanada Leben retten.

Unbestritten ist, dass unsere Sprache beeinflusst, was wir wahrnehmen. Schon als Kinder begreifen wir, dass unterschiedliche Worte selten genau das Gleiche bedeuten. Wir lernen entsprechend zu unterscheiden. Natürlich gilt das auch im Umkehrschluss: Was wir wahrnehmen, prägt unsere Sprache. Wenn wir Handys haben mit Apps drauf, brauchen wir auch die entsprechenden Wörter dafür, wenn wir online swipen, liken und matchen, dann wollen wir auch darüber reden können.

Wenn wir breit gefächerte Ausdrücke für etwas haben, nehmen wir es auch entsprechend vielfältig wahr. Darum sehe ich die Verleihung des Deutschen Buchpreises an Kim de l'Horizon als Chance, Geschlecht vielfältiger wahrzunehmen, als wir es gewohnt sind. Vielleicht ist es für Sie persönlich nicht wichtig, vielfältiger über Geschlecht zu sprechen. So wie Schnee im Mittel- land als Bezeichnung für die «weisse Pracht» in aller Regel absolut ausreicht. Ich wünsche mir dennoch, dass wir mit der gleichen Faszination für Vielfalt, mit der wir die Sprache der Inuit betrachten, auf Geschlecht blicken können und darauf, wie wir darüber sprechen. Wer weiss, vielleicht nehmen wir dann neue, spannende Dinge wahr.



Anna Chudozilov (Fotos: CC0, on unsplash)

## Mehr Diversität in Ihrem Bett



Richtig gelesen, hier geht es um Diversität. Vielleicht rümpfen Sie jetzt die Nase: «Schon wieder so ein Modewort, dass sich jedes Unternehmen auf die Fahnen schreibt!» Tatsächlich erfreut sich der Ausdruck «Diversität» grösster Beliebtheit. Zum Beispiel bei Menschen, die das Image von Organisationen und Firmen aufpolieren möchten – jetzt sogar im Pfarreiblatt? Keine Angst: Ich will bloss, dass Sie Ihr Leben ändern. Oder etwas weniger grössenwahnsinnig formuliert: Ich möchte Sie in dieser Kolumne einladen, sich Gedanken zur Vielfalt zu machen, Ihnen Vorschläge machen, wie Sie für mehr Diversität in Ihrem Alltag sorgen.

Inzwischen fragen Sie sich sicher, ob das mit dem Bett im Titel eine List war, mit der ich Sie in den Text locken wollte. Erwischt, das war ein Lockvogel. Für mehr Diversität in Ihrem Nachtlager nämlich nur, wenn Sie wie ich zu jenen Menschen gehören, die tief ins Kissen gedrückt ein paar Seiten vor dem Einschlafen lesen.

Während meiner Schulzeit hatten die Autoren unserer Pflichtlektüre viele Gemeinsamkeiten: Sie waren in Europa

geboren (und oft schon gestorben), sie waren gut ausgebildet, sie waren Männer. Natürlich haben mich viele dieser Bücher berührt und zum Nachdenken gebracht, haben meine Perspektive auf mich und die Welt geprägt. Und mir Lust gemacht, immer wieder in andere Welten einzutauchen.

Inzwischen bestimme ich allerdings selbst, was ich lese. Und ich Sorge dabei ganz bewusst für Diversität in meinem Bett: Ich lese mindestens so viele Bücher von Frauen wie von Männern, ich lese viele zeitgenössische Werke. Und ich besorge mir regelmässig Literatur von Menschen, die auf anderen Kontinenten geboren sind als ich.

So habe ich vor ein paar Jahren bei der Lektüre des packenden Romans «Drachenläufer» sehr viel über die Geschichte Afghanistans gelernt – der afghanisch-amerikanische Schriftsteller Khaled Hosseini hat es mir denkbar einfach gemacht. Ich habe ein Afghanistan kennengelernt, das zwar durchaus von Konflikten geprägt war zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen, dessen Alltag aber nicht von Kriegen geprägt war.

Die Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie hat mein Bild ihrer Heimat Nigeria vielschichtig und bunt werden lassen. Ich habe begriffen, welche Rolle die englische Sprache im Alltag spielt, wie ähnlich das Leben von gut situierten Nigerianerinnen meinem eigenen ist – und ja, es ist mir ein bisschen peinlich, dass mir das vorher nicht bewusst war.

Und nun lese ich das Buch «Vielleicht Esther» der ukrainischen Autorin Katja Petrowskaja, die seit Jahren in Berlin lebt. Ich möchte mehr über das Land erfahren, das seit Monaten die Schlagzeilen prägt, will mein Bild von Kiew mit Leben und Geschichten füllen abseits des Krieges, der nun so präsent ist.

Vielleicht folgen Sie ja meiner Einladung und schauen Ihre Bücherwand durch, überlegen, welche Autorinnen und Autoren da fehlen: Junge Menschen? Hindus? Asiatinnen? Es gibt so viel zu entdecken – und selten mit weniger Aufwand als zwischen zwei Buchdeckeln im eigenen Bett.

Anna Chudozilov. (Fotos: CCO, Vlada Karpovich, Pexels)

## Differenzen und Gemeinsamkeiten

Beim Thema Diversität geht es in der Regel schnell um Menschen, die ihre Wurzeln anderswo haben. Und weil sich in dieser Kolumne alles um Vielfalt dreht, haben Sie sicher schon vermutet, dass es hier früher oder später um Leute gehen wird, die nicht hier geboren sind. Sie merken: Ich eiere da um die Definition herum. Ich spreche von Wurzeln, als wären Menschen Bäume und nicht Wesen mit zwei Beinen. Ich bleibe wage wenn's um die Herkunft geht, schreibe von «anderswo» und «nicht hier». Das hat gute Gründe.

Manchmal reicht es, dass ich in Basel aufgewachsen bin, um mich «hier» fremd zu fühlen. «Weggli» heissen «Mutschli», niemand weiss, was ein «Buscheli» ist, und wenn ich eine «Gugge» will, ernte ich Lacher (obwohl ich einen Sack will). Es gibt allerdings Menschen, die in Sursee geboren sind, nie anderswo gelebt haben und doch regelmässig erklären müssen, woher sie «wirklich» kommen: Weil ihre Haut etwas dunkler ist, als dies hier im Durchschnitt der Fall ist, weil der Name anders klingt, als man es hierzulande gewohnt ist.

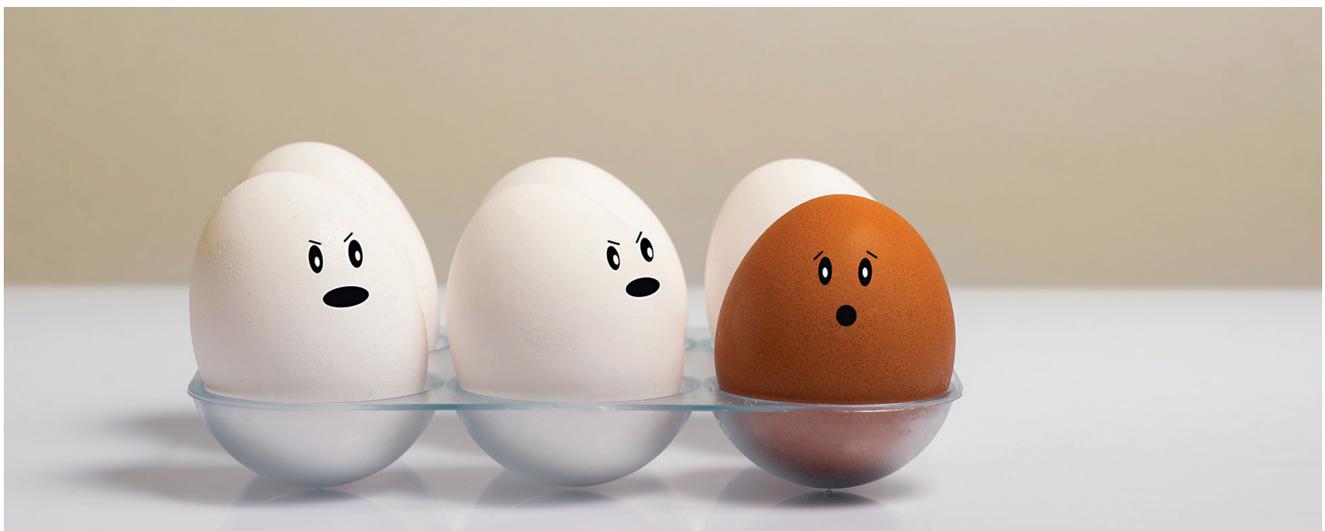
Auch meinem Namen hört man eine Geschichte an. Manchmal erzähle ich gerne von meinem russischen Grossvater, der als kleines Kind in die Tschechoslowakei geflüchtet ist – in das Land also, aus dem meine Familie wiederum in die Schweiz flüchtete, als ich drei Jahre alt war. Und manchmal ist mir ehrlich gesagt auch nicht danach, meine Familiengeschichte vor Menschen auszubreiten, die ich gerade erst kennengelernt habe; nicht zuletzt, weil diese Geschichte auch traurige und belastende Kapitel hat.

Ich weiss, dass die Frage nach der Herkunft in aller Regel freundlich gemeint ist, oft steckt ehrliche Neugierde dahinter und sehr selten die Absicht, jemanden auszugrenzen. Und doch fühlt sie sich manchmal ungut an. Einerseits, wenn man diese Frage häufig gestellt bekommt – etwa wenn ich eine neue Stelle anfrage und innert kurzer Zeit mehrere Leute nach meiner Herkunft fragen. Als ob nichts an mir interessanter wäre. Andererseits, wenn ich mit jemandem Gemeinsamkeiten habe – zum Beispiel sind wir beide Eltern, in der gleichen Region aufgewachsen, in der-

selben Branche tätig – und als Erstes dieser eine Aspekt herausgepickt wird, wo es Unterschiede gibt. Als Türöffner für ein spannendes Gespräch ist die Frage übrigens oft ungeeignet: Dann, wenn ich auf die Gegenfrage «und du?» nur irritierte Blicke und ein schnoddriges «von hier!» zurückbekomme.

Mit liegt es fern, Ihnen verbieten zu wollen, interessierte Fragen an ihre Mitmenschen zu stellen. Und doch möchte ich vorschlagen, beim Kennenlernen nicht gleich die Differenzen in den Vordergrund zu stellen. Suchen Sie nach gemeinsamen Bekannten, Interessen, vielleicht auch Herausforderungen oder Zielen. Manchmal kann es schon für ein erstes «wir-Gefühl» sorgen, wenn man sich zusammen über das Wetter auslässt. Hat man dann ein paar Gemeinsamkeiten gefunden, ist eine erste Basis für eine Beziehung da. Und diese sorgt dafür, dass sich das Entdecken von Unterschieden für alle sehr viel besser anfühlt.

*Anna Chudozilov*



(Foto:CC0, Daniel Rech, pexels)